

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 39 (1968)

Heft: 7: Heim und Oeffentlichkeit "Im Spiegel gesehen", II

Artikel: Heim und Oeffentlichkeit

Autor: Reck, Oskar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES HEIM- UND ANSTALTSWESEN

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 7 Juli 1968 Laufende Nr. 437

39. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Aus dem VSA-Vorstand

*Was wissen Herr und Frau Jedermann
von den Heimen?*

*Für Sie gelesen und besprochen:
«Sozialisierung in der asozialen Gesellschaft»*

*Der Jugendheim-Orientierungslauf 1968 in Baden
Kleines Heim-ABC*

Umschlagbild: Rangverkündigung nach dem
Wettkampf in Baden. Lesen Sie dazu den Bericht
im Innern dieser Nummer. Aufnahme H. Brunner.

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger,
8224 Löhningen SH, Tel. (053) 6 91 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: Stutz & Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (051) 75 08 37, Postcheck 80 - 3204

INSERATENANNAHME: Georges Brücher,
8590 Romanshorn TG, Tel. (071) 63 20 33

STELLENINSERATE: Beratungs- und
Vermittlungsstelle VSA, 8008 Zürich, Wiesenstrasse 2,
Tel. (051) 34 45 75

ABONNEMENTSPREISE: Jährlich Fr. 20.—,
halbjährlich Fr. 12.—, Ausland Fr. 23.—,
Einzelnummer Fr. 2.50 plus Porto

VSA

Heim und Oeffentlichkeit

Von Chefredaktor Oskar Reck, Frauenfeld *

In früheren Jahrhunderten konnte der Feldherr vom Feldherrenhügel herab die übersichtlich gegliederte und formierte Armee befehligen. Sie war, wie sie war, einfach da — eine vollkommene Selbstverständlichkeit. In der Zeit des Feldherrenhügels, vor 50, vor 60 und mehr Jahren, war auch vollkommen klar, welcher Staat den Bürger umgab. Die Administration hatte noch längst nicht die Dimensionen, wie sie sie heute hat; der Bürger kannte seine Gemeinde, die kleine Verwaltung in der Gemeinde, er kannte seinen Kanton und dessen ebenfalls noch überschaubare Administration, er kannte die Eidgenossenschaft; die Strukturen dieses Staates waren völlig klar.

Das gleiche galt einmal für die Wirtschaft dieses Landes: eine gewerbliche Wirtschaft, eine Agrarwirtschaft, eine kleine industrielle Wirtschaft. So aber, wie im Staat die Administration ins Gigantische gewachsen ist, wie sie nicht mehr überblickbar ist, wie ihre Gewichte schwer überschaubar sind — genau so ist es in der Wirtschaft gegangen, mit ihren Verflechtungen, die dazu geführt haben, dass heute sehr viele Leute nicht mehr wissen, in wessen Diensten sie innerhalb dieser Wirtschaft stehen, weil die Besitzverhältnisse sich ständig verändern, weil in grosse Trusts sich vereinigt, was

* Vortrag gehalten an der VSA-Jahresversammlung 1958 in Brunnen. Abschrift einer Tonbandaufzeichnung.

Schwedenreise

**Für die Studienreise nach Schweden
Ende August, nimmt das VSA-Sekretariat,
Wiesenstrasse 2, 8008 Zürich,
gerne weitere Anmeldungen entgegen.**

gestern noch an selbständigen Unternehmungen vorhanden war. Ich möchte Ihnen, meine Damen und Herren, mit alledem sagen, dass das moderne Leben, die moderne Demokratie, die moderne Administration, die moderne Wirtschaft gigantische Darstellungsprobleme geworden sind.

Nichts mehr erklärt sich aus sich selbst heraus. Es muss in seinen Funktionen dargestellt werden. Und was sichtbar geworden ist an Problematik für die Armee, sichtbar für diesen Staat, sichtbar für die Wirtschaft, das ist auch klar geworden für alle Randgebilde in dieser Gesellschaft, klar also auch mit Bezug auf das Thema, das wir heute abzuhandeln haben. Schwieriger als je zuvor ist für die Umwelt erklärbar, was sich denn darstellt unter dem Begriff der in sich geschlossenen Anstalten, der Heime. Das war für die Umwelt ja schon immer ein Komplex, der nicht ganz leicht zu durchschauen war, ein Komplex mit sehr vielen Kli-schees behängt, mit sehr vielen Fragwürdigkeiten, mit sehr viel Problematik umgeben. Aber heute ist er vollends an die Ränder unseres Bewusstseins gedrängt. Es gibt vollends unklare Vorstellungen darüber, was unter Heimen in dieser so differenzierten Situation verschiedenartiger Anstalten überhaupt zu verstehen ist.

Ich habe davon gesprochen, meine Damen und Herren, dass dieser Staat, dass alle Erscheinungen unseres gesellschaftlichen Lebens zu Darstellungsproblemen geworden sind. Wer aber hat diese Darstellungsprobleme zu bewältigen? Wir sprechen heute von den Massenmedien, wir sprechen vom Radio, wir sprechen vom Fernsehen, wir sprechen von der Presse. Die Presse ist nicht mehr die einzige Darstellungsinstanz, die wir in der Öffentlichkeit kennen; sie ist heute begleitet vom Radio und vom Fernsehen, welche Darstellungs-aufgaben auf ihre ganz besondere Weise übernommen haben. Und Sie wissen so gut wie ich, dass diese drei sogenannten Massenmedien ihre ganz bestimmten Merkmale aufweisen, ihre bestimmten Vorzüge und ihre bestimmten Nachteile haben.

Presse, Radio und Fernsehen

Das Radio, heraufgekommen in den zwanziger Jahren, ist das rascheste dieser Instrumente, ist der Aktualität am nächsten auf der Haut, ist am beweglichsten, um mit den Ereignissen zugleich — allerdings auf eine denkbar oberflächliche Weise — fertigzuwerden. Das technische Instrumentarium des Rundfunks ist heute so

perfektioniert, dass praktisch jede Möglichkeit besteht, an jedem beliebigen Ort an die Ereignisse heranzukommen und sie unverzüglich zu übermitteln. Es handelt sich dabei um eine sehr punktuelle Form, mit den Ereignissen fertigzuwerden. Es ist selbstverständlich möglich, auf dem gleichen Wege den Kommentar dem Ereignis nachzuschicken, aber alles ist außerordentlich flüchtig, an den Augenblick gebunden und verschwindet mit dem Augenblick. Sie können nicht beliebig viele Male Nachrichten repetieren. Sie werden vor allem nicht beliebig viele Male Kommentare repetieren.

Das attraktivste aller Massenmedien, das wir heute kennen, ist ganz fraglos das Fernsehen. Wir leben heute in einer stark auf das Optische ausgerichteten Zeit, und dieser Zeit kommt die Television auf eine ganz besondere Weise entgegen. Die Television enthebt uns der Verpflichtung, unmittelbar darüber nachzudenken, was auf uns zukommt. Wir sehen es im Bilde, und wiederum gilt, was für den Rundfunk gilt: das Bild ist ungeheuer flüchtig. Dazu kommt, dass das technische Instrumentarium des Fernsehens noch schwerfällig ist, dass die Aufnahmen sehr kostspielig sind, und zwar dergestalt, dass das Fernsehen stärker noch als das Radio darauf Bedacht nehmen muss, eine ganz bestimmte Auswahl zu treffen. Es kann also gar keine Rede sein, dass über das Fernsehen der Staat, die Gesellschaft «eingefangen» werden könnten in ihren vielfältigen Aeusserungen. Radio und Fernsehen sind zentralistische Medien. Sie gehen von einem bestimmten Punkte aus, versuchen von dorther eine bestimmte Vorstellung des Augenblicks der Ereignisse zu geben, sobald aber Dezentralisierungsbedürfnisse sich einstellen, kommen diese Medien nicht mehr in zureichendem Umfange mit. Eine zentralistische Darstellung also ist das Ergebnis dieser Medien, und daraus erklärt sich eine bestimmte Nivellierung auch der Betrachtungsweise. Traditionell, mit Geschichte belastet ist das dritte der Massenmedien: die Presse. Sie hat Nachteile in Kauf zu nehmen gegenüber den modernen Medien, sie bleibt zurück im Anspruch der Aktualität, und sie wird an Aktualität im Verlaufe der kommenden Jahre und Jahrzehnte noch mehr verlieren. Im vergangenen Jahrhundert spielte es gar keine Rolle, ob die Presse zehn, zwanzig oder dreissig Stunden hinter den Ereignissen her hinkte, denn sie war völlig konkurrenzlos. Wenn Sie Parlamentsberichte vor hundert Jahren nachlesen, dann dürfen Sie nicht den Tag des Ereignisses absuchen, sondern mit grosser Gemälichkeit, ein paar Tage später, ging die Presse dem Vorgefallenen nach, stellte es in aller Breite dar, kommentierte es noch einmal fünf oder zehn Tage später, weil sie, wie gesagt, vollkommen konkurrenzlos war.

Heute ist die Situation eine andere. Aber die Presse steht noch immer unter dem Zwang, so aktuell wie möglich zu sein, so hart, wie nur irgendwie erdenklich, dem Radio und dem Fernsehen auf den Fersen zu bleiben. Das sind die unverkennbaren Nachteile in einer Zeit der raschen, blitzartigen Orientierung. Und die staatlichen Monopolbetriebe, die Post vor allem, werden dafür sorgen, dass die Presse noch einmal in Rückstand gerät gegenüber Radio und Fernsehen, weil diese öffentlichen Dienstleistungen eben immer schlechter werden. Wir wollen hier nicht darüber diskutieren, weshalb sie schlechter werden, sondern einfach den Tatbestand zur Kenntnis nehmen.

Der Vorzug der Presse aber besteht darin, dass sie zu einer beliebigen Zeit, wenn sie einmal gedruckt ist, lesbar ist; dass sie die Dinge in grösseren Zusammenhängen darstellen kann, dass sie zum haftenderen Kommentar befähigt ist als Radio und Fernsehen.

Transparent machen — aber wie?

Diese drei Medien nun, meine Damen und Herren, sind gehalten, das moderne Leben darzustellen, es sichtbar zu machen, es durchschaubar — oder, wie man in moderner Weise sagt, es transparent zu machen. Der heutige Mensch wird in einem ganz unvorstellbaren Ausmass benachrichtigt, er lebt gewissermassen unter einem Katarakt permanenter Information. Aber es kann keine Rede davon sein, dass er bessere Vorstellungen seiner Umwelt hat als dies früher, in gemächerlichen Zeiten, der Fall war. Alle Massenmedien kämpfen heute mit einer ungeheuren Flut von Stoff. Und die Journalisten aller drei Medien müssen sich im Grunde genommen eingestehen, dass sie mit diesem Stoff nicht fertigwerden. Ich habe einmal erklärt, dass es im Journalismus heute nur noch Grade des Scheiterns gibt — dass man scheitern muss vor diesem Stoff ist klar. Die Frage ist bloss noch: in welchem Ausmass? Allein die Quantität des andrängenden Stoffs lässt uns scheitern.

Dazu kommt ein zweites hinzu. Das heutige Leben, das staatliche, gesellschaftliche, das wirtschaftliche Leben ist unerhört komplex geworden. Die Verflechtungen werden immer dichter. Die immer dichteren Verflechtungen lassen immer weniger zu, dass wir durchschauen, was alles und wie es ineinander hängt. Um beim ersten Beispiel nochmals anzufangen: Wie einfach war die Militärpolitik in der Mitte und in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts! Zuerst ein paar, am Ende ein paar Dutzend Waffen, ein Infanterie-Heer, eine sehr schlichte Taktik, die nur langsam wechselte — meine Damen und Herren: das war alles ausserordentlich einfach. Oder im staatlichen Bereich gab es jahrzehntelang die Eisenbahnpolitik als das ganz grosse Traktandum. Der Mann am Bier-
tisch, der Mann in der Redaktion — sie alle, diese Leute, konnten die Probleme, die sich ihnen stellten, in erheblichem Umfange intellektuell bewältigen. Das alles war nicht sehr schwierig, genau, wie es auch nicht sehr schwierig war, die Zusammenhänge in der Wirtschaft zu erkennen.

Heute hat sich die Armee verkrochen, in die Nächte und in die Wälder. Heute haben wir allein auf dem Gebiete der Uebermittlung ungeheuer schwierige Apparaturen. Wir haben Probleme der A-Waffen, Probleme der chemischen Kampfstoffe und was es nur alles im Bereich der Militärpolitik gibt. Wenn heute sich einer etabliert als Militärjournalist, so hat er alle Hände voll zu tun, sich täglich ins Bild zu setzen, was sich in der eigenen Armee und in der Umwelt ereignet. Aber die schweizerische Presse, das Radio und das Fernsehen sind ja im allgemeinen nicht dazu disponiert, derartiges Spezialistentum überhaupt zuzulassen. Es muss einer also jenseits der Armee noch wissen und kennen, was sich im Staate ereignet, entwickelt. Er sollte hineinsehen in die Entwicklung der Administration, in die Entwicklung des Milizparlamentes,

Der Vorstand VSA berichtet

Für die neue Amtszeit wurden bestimmt

Vizepräsident:	Robert Thöni
Aktuar:	Ueli Merz
Rechnungsführung:	Geschäftsstelle
Schulkommission:	Dr. H. Burkhard, R. Fassler, Dr. H. Haeberli, R. Hürlmann, U. Merz, G. Ringli, Dr. F. Schneeberger, P. Sonderegger, V. Thalmann, Dr. H. Tuggener
Fachblattkommission:	K. Bollinger, Dr. H. Bollinger, H. Kunz, J. Ramsauer
Bachtelkommission:	M. Locher, J. Ramsauer, G. Bürgi
Altersheimkommission:	R. Fassler. Weitere Mitglieder werden später bestimmt.
Kommission für Anstellungsverträge:	ML. Rubli, G. Stamm, R. Thöni
Kommission für Berufsbild:	W. Rüetschi, P. Sonderegger, G. Bürgi

Das Fachblatt Juni 1968 eignet sich besonders für Abonnentenwerbung. Alle VSA-Mitglieder werden aufgemuntert, Werbenummern beim Verlag in Wädenswil anzufordern und Adressen für Neu-Abonnenten zu melden.

Für Beratung und Rechtsschutz sind seit der Tagung 17 neue Anfragen und Aufträge eingegangen. 8 umfangreiche Aufgaben stehen in Bearbeitung. In einem Reglement werden die Bedingungen für den Beratungsdienst festgelegt.

Für das Büro Zürich werden Anschaffungen im Betrage von 3400 Franken bewilligt.

Für die Studienreise nach Schweden liegen 21 Anmeldungen vor. Zu weiterer Beteiligung wird aufgemuntert.

sollte sehen, wie sich das Verhältnis von Bund und Kanton allmählich wandelt, wie die Gewichte sich verschieben, wie die Parteien überspielt werden von den Wirtschaftsverbänden — eine Unzahl von Vorgängen, mit denen man sich dauernd auseinandersetzen müsste. Kommt dazu der weitere Bereich der immer komplexeren und bedeutungsvoller Wirtschaftspolitik, die der Journalist ebenfalls bewältigen sollte. Zum Umfang, zur Quantität des Stoffs kommt das Problem der fachlichen Kompetenz hinzu. Wir Journalisten sind leicht geneigt, immer wieder Klage zu führen, dass wir von den Aemtern stets schlecht orientiert und informiert würden, aber wir reden viel zu wenig davon, mit wieviel oder mit wie wenig Kompetenz wir eigentlich die Informationen behandeln und verarbeiten. Wir müssen uns in unserem Berufsbereich stärker und redlicher als bisher bewusst werden, dass das Kardinalproblem der Publizistik bei uns und anderswo die Zuständigkeit, die

Kompetenz, das Fachwissen geworden ist, das immer höhere Ansprüche an uns stellt. Und nun rücken wir unserem eigentlichen Thema näher!

Wo das Wissen fehlt, «hilft» die Etikette

Meine Damen und Herren! Dort, wo das Fachwissen fehlt oder wo es mangelhaft ist, wo die Vorstellungen schummrig, zwielichtig, problematisch werden — überall dort arbeitet man im schriftlichen Verkehr mit dem Klischee, mit der Etikettierung. Man ist sehr froh, darüber, irgend einen Sachverhalt rasch abzustempeln. Das ist so und das ist so! Man ist froh über das Parkinsonsche Gesetz, welches einem für alle Zeiten sagt, dass aus einem Schreibtisch in der Verwaltung schnell zwei werden und dass eine starke Tendenz zur quantitativen Vermehrung in der Verwaltung vorhanden ist, dass die Verwaltung komplizierter, schwerfälliger wird und dass in der schwerfälligen Kompliziertheit auch bereits die Möglichkeit der Korruption steckt. Mit diesen Klischee-Vorstellungen lebt der Journalist, und er merkt nach einer gewissen Zeit der Berufsausübung, dass ihm die Klischees sehr willkommen sind, weil sie ihm das Denken-Müssen abnehmen. Und dann wird die Welt des bequemer werdenden Journalisten eine Welt der Etikettierungen, eine Welt des Klischees.

Und jetzt, meine Damen und Herren, bin ich bei Ihrem Metier angelangt. Wenn ich von der Presse her unsere Heime, unsere Anstalten betrachte, dann ist mir sofort zweierlei klar: Es gibt im allgemeinen bloss zwei Anlässe, von der Presse her mit den Heimen und Anstalten in Kontakt zu kommen. Der eine, konventionelle, besteht darin, dass irgendwelche Heim-Jubiläen gefeiert werden. Die Redaktionen werden beschickt mit den Jahresberichten der Heime in der betreffenden Region, und auf der Redaktion befasst man sich flüchtig damit, wie man sich flüchtig auch mit so vielen anderen Dingen befasst. Die Heime liegen in diesem Betracht auf der Ebene sehr vieler Institutionen und Unternehmungen, denen gegenüber sich die Journalisten genau gleich verhalten. Sie werden im lokalen, regionalen und kantonalen Teil der Redaktionen «abgefertigt» — ich sage dieses Wort mit Vorbedacht. Man erledigt diese Jahresberichte im konventionellen Stil: für dieses Heim 30 Zeilen, für jenes Heim 50 Zeilen, so in den traditionellen Proportionen. So geht das im redaktionellen Alltag her und zu.

Und dazu noch etwas anderes, sehr viel Gravierenderes! Wir begegnen dem Heim in der Kriminalchronik. Wir begegnen ihm mit einer gewissen Stereotypie in der Biographie von Straffälligen. Sie wissen das so gut wie ich. Da heisst es: Der Bursche X hatte eine sehr traurige Jugend, er verbrachte die meisten Jahre in Anstalten, und wenn Sie als Redaktor bei dieser Feststellung angelangt sind, angelangt sind auch als Leser, dann ist scheinbar alles ganz klar. Eine unerfreuliche, verpfuschte Jugendzeit, jenseits aller Konventionen, jenseits des Normalen; diese Jugend führt in ein Heim, und wer in einem Heim «landet», bei dem ist doch vorgegeben (hier beginnt das Unheimliche dieses Klischees), dass er eines Tages eben dort endet, wo wir es erwarten, nämlich im Gefängnis — drum taucht er in der Kriminalchronik auf. So ist das, so tönt das im

Klischee! Und ist im Grunde ein schauderhafter, ein ganz unheimlicher Vorgang, den wir jede Woche irgend einmal erleben.

Dieses Klischee, diese Klischeevorstellung des Heims, das gewissermassen das Merkmal für die Katastrophe darstellt: Wer dort durch, durch diesen Schnittpunkt geht, der endet irgendwo in der Oednis des Lebens, in der Katastrophe, im Abgrund. Dieser Satz, dieser ungeheure Etiketten-Satz, dieser Klischee-Satz ist für den Journalisten, der da redigiert, für den Leser, der da liest, der Schlüsselsatz. Da ist alles drin. Nachher muss man nichts mehr denken, nichts mehr suchen beim Psychologen oder beim Psychiater; es ist alles vollkommen klar. Und das ist genau das, was ich gemeint habe mit diesen unheimlichen Klischee-Vorstellungen, die uns umgeben. Können wir die Klischee-Verkrustung überhaupt aufbrechen? Ist es möglich, durchzubrechen in differenziertere Vorstellungen?

Ich muss die Frage selber mit einer erheblichen Skepsis angehen, meine Damen und Herren. Was ich hier geschildert habe, geht zwar Sie unmittelbar an, ist aber im Grunde nur *ein* Vorgang unter sehr vielen. Es gibt eine Unzahl von Klischees, die sich festgesetzt haben. Und die Klischees sind, ich möchte es noch einmal sagen, etwas sehr, sehr Bequemes — dort nämlich, wo das Klischee beginnt, können wir mit dem Denken aufhören. Da liegen die Dinge klar, da ist alles schubladisiert. «Heim» bedeutet in dieser Schubladisierungs-technik: es ist alles erklärt. Wer durchs Heim geht, bei dem ist vorgegeben, dass er später irgendwo in der riesigen Skala der Kriminalität auftaucht, und es ist auch ganz klar, warum — das Wort «Heim» besagt es.

Wie diese Klischee-Kruste durchstossen?

Frage nun eben: Wie ist all dem zu begegnen? Besteht überhaupt eine Möglichkeit, aus diesen Klischeevorstellungen herauszukommen? Dazu muss ich noch sagen, meine Damen und Herren, dass Sie das Klischee natürlich nicht nur in der Presse antreffen. Sie treffen es, wenn wir alle uns genau beobachten, in der Umgangssprache, im engsten und im weitesten sprachlichen Umgang leben wir alle in einer Unzahl von Klischeevorstellungen. Die Presse ist lediglich so etwas wie ein Sammelbecken dieser Vorstellungen und Etiketten. Wir treffen das Klischee genau gleich auch beim Radio, beim Fernsehen, und wenn Sie zum Beispiel Fernsehspiele zu Anstaltsfragen besichtigen, wenn Sie Radio-Hörspiele sich anhören, wenn Sie Diskussionen mitverfolgen am Runden Tisch, dann erkennen Sie immer wieder die Uebermacht, die Gewalt dieses Klischees, das ja mitgenährt wird aus der echten, höheren Literatur.

Ich weiss nicht, wer unter Ihnen Jakob Schaffners «Schattenhold» kennt, wer die Literatur der Anstalten (Loosli) kennt: Von dorther ist ja mitbefestigt worden, was sich an allegmeiner Vorstellung heute manifestiert auf dem Gebiet des Heim- und Anstaltswesens. Man hat überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, was sich im Verlaufe von Jahrzehnten gewandelt hat und was differenziert worden ist. Man lebt noch immer in den Vorstellungen von Heimen aus der — sagen wir einmal: aus der Jahrhundertwende, wo es, nach Jakob

Schaffner, den «Herrn Vater» gab, und die unsympathischen Autoritätserscheinungen im Kollektiv der Anstalten erkennbar waren, wo es übrigens diese Autoritätserscheinungen auch in den Privatfamilien gab, wo ein extremes Patrimonium in unseren Familien gewütet hat, das aber im häuslichen Kreis weniger deutlich hervortrat als im peripheren Bereich der Anstalten, die ohnehin etwas Zwielichtiges an sich hatten.

Wir sind uns alle im klaren darüber, dass Heime und Anstalten nicht «das Ideale an sich» sind, wie es Herr Etter einmal formuliert hat, sondern dass sie gewissermassen in der Bresche stehen, welche sich in der Gesellschaft geöffnet hat. Aber eben: Was sich in diesen Heimen, in der Entwicklung dieser Heime getan hat in den letzten Jahrzehnten, das wird heute, ich sage das sehr betont, kaum zur Kenntnis genommen. Es ist das alte Bild, es ist noch die alte Vorstellung! Und ich glaube, wir können ihr nicht einfach dadurch begegnen, dass wir Jahresberichte auswalzen und hie und da, mehr oder weniger zufällig, auf Heime und Anstalten zu sprechen kommen. Ich glaube, wir sollten — und zwar beide Seiten: Sie in der Verantwortung für Heim und Anstaltsleitung, wir in der Verantwortung der Publizistik — den Versuch einer grösseren Systematik unternehmen.

Dabei unterstehen wir beide einer publizistischen Bedingung, die klar sein sollte: Man kann, meine Damen und Herren, nichts ins Blaue hinein mit einem x-beliebigen Thema vor die Oeffentlichkeit treten. Ein Thema verlangt einen Anlass. Wenn in einer Region eine Anstalt sich vergrössert, wenn irgend eine sichtbare Neuerung stattfindet (vielleicht auch bloss im Organisatorischen, im Aufbau einer Stiftung oder der gleichen), dann ist das der äussere Anlass dazu, auszuholen, in die Breite zu gehen und *mit modernen Mitteln* der Publizistik an diese Aufgabe heranzutreten. Ich meine durchaus nicht, die Geschäftstüchtigkeit einer gewissen Presse sei nachzuahmen, welche überhaupt nur noch publiziert, was «verkäuflich» ist. Aber ich meine, dass wir genötigt sind, an den modernen Leser mit seinen Bedingungen und Bedürfnissen heranzutreten und also im Bilde sichtbar zu machen, was sich hier eignet oder ereignet hat. Und wenn wir immer und immer wieder auf diese Weise vor unser Publikum treten, haben wir ganz gewiss eine bestimmte Chance, Klischees, vorhandene Etiketten aufzuweichen und langsam, langsam durchzudringen zu neuen, der Sache angepassten Vorstellungen im Grade der heutigen Entfaltung von Heim und Anstalt.

Unmündige zu Mündigen machen

Indes, meine Damen und Herren: Was ich Ihnen hier schildere, sind im Grunde noch einmal bloss Behelfsmittel. All das geht nicht ins Zentrum der Dinge. Im Idealfall sind Sie und sind wir, die Publizisten, in derselben Lage. Wir stehen im Versuch, Erzieher zu sein. Wir stehen im Versuche, immer und immer wieder, und ich sage das mit einer gewissen Radikalität, Unmündige zu Mündigen zu machen, im geistigen Sinne verstanden — im Versuche also, Menschen zum Denken anzuregen. Und wo immer es uns gelingt, Menschen zum Denken zu bringen, wird ein Sieg errungen über die Etikette,

ein Sieg über das Klischee, ein Sieg über die denkfaule Vorstellungsformel, mit der wir uns sonst eben die Ueberlegung so bequem verbauen. In dieser Richtung müsste und muss das Entscheidende geschehen. Nicht nur zu Ihren Gunsten, sondern zugunsten einer freiheitlichen Gemeinschaft, einer freiheitlichen Demokratie überhaupt.

Wir sind uns bewusst, dass wir beide, Sie und die Angehörigen meines Berufes, in einem Auftrag der Gegenläufigkeit stehen. Die Tendenz läuft ja offensichtlich eher aufs Gegenteil zu, nämlich darauf, sich alles bequemer zu machen, weniger denken zu müssen, konventioneller durchzukommen, einen Arbeits- und Freizeitstil zu pflegen, der minimale Ansprüche stellt. Aber wiederum: Wir beide sind dazu verpflichtet, diesen Tendenzen zu widerstehen und ihnen entgegenzuwirken. Denn diese Tendenzen werden uns eines Tages dazu führen, unsere Freiheit zu verlieren. Wir müssen dafür kämpfen, dass wir in der Selbstzucht, in der Selbsterziehung, weiter als bisher dazu kommen, uns mit den Problemen, den Fragen, den Ereignissen eigenständig auseinanderzusetzen, und dass wir im Vorbild dieser Auseinandersetzung einwirken auf die jüngere Generation.

Es wird für uns, für unser Land ganz entscheidend sein, ob diese jüngere Generation allmählich wieder dazu kommt, sich mit einer gesunden Skepsis mit der Problematik der Umwelt auseinanderzusetzen. Nur wenn dies gelingt, ist eine gewisse Gewähr vorhanden, dass unser Staat sich überhaupt halten kann und dass er sich weiter zu entwickeln vermag. Und in diesem Bereich der wachsenden gesunden Skepsis und des verstärkten Denkwillens können wir im einzelnen auch dazu kommen, die überkommenen Denkschemata zu sprengen. Und dann wir offenkundig eben auch in unserer Gesellschaft, was Heime, was Anstalten für uns alle heute bedeuten, auf welchem Stand sie sich befinden, was sie uns angesichts der differenzierten Ansprüche zu bieten haben. Denn darüber kann selbst ein Aussenstehender wie ich sich mühe los ins Bild setzen, dass diese Heime und Anstalten nicht etwa im Absterben sind, sondern dass sie in der immer komplexeren Gesellschaft vermutlich einen stets wichtigeren Platz einnehmen werden.

Dessen ist sich vor allem bewusst, wer sich klar macht, in welchem Zustand die heutigen Familien sind. Und die Zunahme des Gewichts und der Bedeutung der Anstalten und Heime muss uns ja dazu veranlassen und dazu geradezu nötigen, deren richtiges Bild in der Oeffentlichkeit sichtbar zu machen, das heisst, das Darstellungsproblem auf diesem Gebiet zu bewältigen. Ich sage noch einmal: Wir können es, indem wir jede Gelegenheit wahrnehmen, das richtige Bild vor der Oeffentlichkeit auszubreiten. Aber ich sage auch — und dies mit ganz besonderer Leidenschaft, weil es das Grundproblem unserer Demokratie angeht: Jetzt kommt es für uns darauf an, ob wir imstande sind, ein vertieftes, skeptisches, kritisches Denken in uns selbst und in die jüngere Generation einzupflanzen und dort voranzutreiben, damit wir aus diesem eigenständigen Denken heraus die Etikettierungen, die Klischees überwinden und wieder an die «Haut der Wirklichkeit» kommen. Darauf kommt es, meine Damen und Herren, nach meiner Ansicht entscheidend an!